

NATALIE STANDIFORD

Die Bekenntnisse der Sullivan-Schwwestern

NATALIE STANDIFORD
DIE
BEKENNTNISSE
DER
SULLIVAN
SCHWESTERN



CARLSEN

i

»Wenn es doch mehr Schwestern bei den Sullivans gäbe, deren Bekenntnisse wir lesen dürften!«, schrieb der Publishers Weekly. Doch leider gibt es nur drei. Und sie haben ein Problem: Ihre reiche, tyrannische Großmutter fordert ein schriftliches Bekenntnis all ihrer Missetaten. Andernfalls will sie die gesamte Familie enterben.

Also beichten die drei Schwestern: Norrie hat sich in Robbie verliebt, der acht Jahre älter ist. Aber ist das denn so schlimm? Jane schreibt ein Blog über ihre schreckliche Familie. Aber was kann sie bitte für ihre bösen Vorfahren? Und Sassy glaubt, dass sie unsterblich ist. Schließlich wurde sie schon mehrmals vom Auto angefahren und nie ist ihr was passiert. Ist das jetzt Ketzerei?

Drei energische, unerschrockene und ganz unterschiedliche junge Mädchen bekennen ihre kleinen Sünden – die vielleicht gar keine sind.

Wunderbar unterhaltsam und intelligent zugleich – ein Buch, das man in einem Rutsch durchlesen wird.

DAS WEIHNACHTSFEST DER Sullivans begann wie in jedem Jahr. Die sechs Kinder stellten sich dem Alter nach an der Treppe auf und warteten auf Daddy-os Signal, herunterzukommen und die Arbeit des Weihnachtsmanns in Augenschein zu nehmen. Dass der älteste Sprössling der Sullivans, St. John, bereits einundzwanzig war, tat dabei nichts zur Sache. Der Jüngste, Takey, war erst sechs und deshalb bestand Daddy-o darauf, die alljährlichen Rituale einzuhalten. Takey sollte schließlich nicht mit dem Gefühl groß werden, etwas verpasst zu haben.

Als das Signal – »Joy to the World« in der Version von Nat King Cole – aus den Lautsprechern erscholl, trabten die sechs Kinder – Takey, Sassy, Jane, Norrie, Sully und St. John – ins Wohnzimmer im Erdgeschoss und wühlten unter dem hohen Weihnachtsbaum nach ihren Geschenken. Anschließend wateten sie durch das Meer von zerknülltem Geschenkpapier in die Küche, wo Daddy-o schon das Pancake-Frühstück vorbereitet hatte. (Miss Maura hatte an Weihnachten immer frei, trotzdem kam sie gegen Mittag mit ihrem Mann Dennis vorbei – den die Sullivan-Kinder nur als Mr Maura kannten –, um frohe Weihnachten zu wünschen und Geschenke zu übergeben.) Ginger steuerte ihre Spezialität bei: halbierte und mit Süßstoff bestreute Grapefruits, bei denen das Fruchtfleisch schon angeschnitten war. Grapefruits vorzuschneiden war die größte Anstrengung, die sie das ganze Jahr über in der Küche unternahm – es sei denn, man zählte mit, dass sie an Silvester den Kaviar aus der Dose auf einen silbernen Servierteller löffelte.

Nach dem Frühstück zogen sich alle auf ihre Zimmer zurück, um die neuen Kleider anzuprobieren, die sie zu Weih-

nachten bekommen hatten, und sich für das große Familienessen bei Almighty fertig zu machen. Die Sullivans lebten in einem sehr großen Haus, doch Almighty – ihre Großmutter Arden Louisa Norris Sullivan Weems Maguire Hightower Beckendorf, in Baltimore allgemein als »Almighty Lou« bekannt – residierte in einem Haus, das man ohne Übertreibung als Herrenhaus bezeichnen konnte und das einen entsprechend pompösen Namen trug: Gilded Elms, die Gildedenen Ulmen.

Der Heiligabend in Gilded Elms war eine Party für Familie und Freunde. Das Abendessen am ersten Feiertag hingegen war eine ruhigere Angelegenheit, zu der normalerweise nur Almighty und die Sullivans zusammenkamen. In diesem Jahr gesellte sich allerdings zu Almightys Weihnachtstafel ein unerwarteter Gast: ihr Anwalt, Mr Calvin Murdoch. Mr Murdoch legte das ruhige, nickende, übertrieben höfliche Gehabe eines Leichenbestatters an den Tag. Während alle schweigend auf ihrer Truthahnbrust herumkauten und sich das Rosinenbrot reichten, fragten sie sich, was die Anwesenheit des Anwalts wohl zu bedeuten hatte.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Nach dem Essen scharte Almighty ihre Lieben in der Bibliothek um sich, um etwas Wichtiges zu verkünden. Sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid, das die verwegene weiße Strähne in ihrem eisengrauen Haar hervorhob.

»Ich habe vor kurzem erfahren, dass mir vielleicht nicht mehr viel Zeit bleibt«, erklärte sie, während alle überrascht nach Luft schnappten. »Ich habe einen Gehirntumor. Falls er nicht wächst, kann ich ganz normal weiterleben, aktiv und meiner Sinne mächtig. Sollte er allerdings wachsen – und

nach Meinung der Ärzte ist das nicht auszuschließen – , wird es schnell mit mir bergab gehen. Ich habe deshalb meinen Besitz in finanzieller und sonstiger Hinsicht noch einmal neu geregelt. Mit anderen Worten, ich habe mein Testament geändert.«

Die um sie versammelten Familienmitglieder rührten sich nicht und verzogen bewusst keine Miene. Niemand wollte den Anschein erwecken, er würde wegen einer möglichen Änderung in Almightys Testament die Fassung verlieren. Auch wenn eine solche Änderung gewaltige Auswirkungen auf das Schicksal jedes Einzelnen im Raum hätte. Almighty war sehr reich und ihr Sohn, seine Frau und die Kinder waren von dem Geld, über das allein Almighty die Verfügungsgewalt hatte, vollkommen abhängig.

»Alphonse«, fuhr Almighty fort und sah zu Daddy-o, der nach seinem verstorbenen Vater benannt worden war. »Ich fürchte, deine gesamte Familie wurde aus dem Testament gestrichen.«

Die Sullivans holten erschrocken Luft. Sie konnten nicht anders. Das war einfach zu furchtbar.

»Na, na, kein Grund zur Aufregung«, beruhigte Almighty, obwohl Aufregung die einzig angemessene Reaktion war.

»Mutter, warum?«, fragte Daddy-o.

»Eine Person in dieser Familie hat mich zutiefst gekränkt«, sagte Almighty. »Ich werde keine Namen nennen. Doch falls diese Person bis Silvester nicht ihr oder sein Verbrechen in schriftlicher Form bekennt, überschreibe ich euren Anteil an meinem Erbe einer Wohltätigkeitseinrichtung meiner Wahl.«

»Welcher denn?«, wollte Ginger wissen.

»Der Hundehilfe«, erwiderte Almighty.

Gemeinschaftlich unterdrückten die Sullivans ein Aufstöhnen. Die Hundehilfe verteilte Regencapes an Hundeeinkommensschwacher Besitzer. In einer Stadt voll bedürftiger Menschen und Tiere war so etwas die denkbar sinnloseste Wohltätigkeitseinrichtung. Keiner der Sullivans war der Ansicht, die Hundehilfe hätte das Geld von Almighty eher verdient als sie selbst. Hatten sie Almighty nicht schließlich all die Jahre ertragen? Zählte das überhaupt nicht?

»Reicht die schuldige Partei rechtzeitig ein angemessenes Bekenntnis ein, werde ich die Familie wieder in mein Testament aufnehmen. Oder es zumindest in Erwägung ziehen.«

Die Allmächtige hatte gesprochen. Und wenn die Allmächtige ein Bekenntnis verlangte, würde sie ein Bekenntnis bekommen.

Als das qualvolle Weihnachtstreffen endlich überstanden war und die Sullivans wieder zu Hause waren, versammelten sie sich in der Küche zum Familienrat.

»Wer hat Almighty wohl dermaßen beleidigt?«, fragte St. John. »Wer von uns war das?«

»Eines der Mädchen«, sagte Sully.

»Eines der Mädchen«, wiederholte Daddy-o.

»Ganz sicher eines der Mädchen«, stimmte Ginger zu.

Es wurde also beschlossen, dass die drei Mädchen – Norrie, Jane und Sassy – die Weihnachtsferien damit verbringen würden, umfassende Bekenntnisse ihrer Missetaten niederzuschreiben, die sie Almighty an Silvester um Mitternacht übergeben würden.

Danach mussten sie auf das Beste hoffen.

NORRIE

DIE LÄNGSTE NACHT DES JAHRES

Liebe Almighty,

ich bekenne mich schuldig.

Du weißt, was ich getan habe, und Du weißt, warum – ich habe es aus wahrer Liebe getan. Warst Du je verliebt, Almighty? Du warst fünfmal verheiratet – aber warst Du je verliebt? Man kann nichts dagegen tun. Die Liebe ist stärker als man selbst. Sie macht einen hilflos.

Ich habe versucht, brav und gehorsam zu sein und das Richtige für die Familie zu tun. Aber ich habe mich verliebt. Und deswegen habe ich verrückte Dinge getan. Mehr habe ich zu meiner Verteidigung nicht vorzubringen. Ich werde Dir die ganze Geschichte erzählen, von Anfang an, und hoffe, Du kannst mich dann verstehen und mir verzeihen. (Hoffentlich gelingt es mir, Kraftausdrücke zu vermeiden. Ich versuche ja, mir abzugewöhnen, so zu reden. Aber manche Leute, wie Sully und Jane, klingen ohne Schimpfwörter nicht wie sie selbst. Ein paar haben sich also möglicherweise eingeschlichen. Wenn dem so ist, tut es mir leid.)

Wenn es meine Familie vor der Armut bewahrt, werde ich wie früher eine pflichtbewusste Tochter sein. Das kriege ich schon hin. Liebe Almighty, wenn Du diese Drohung von uns nimmst, gelobe ich, für den Rest meines Lebens brav zu sein.

EINS

IRGENDWIE SAH ES aus, als wäre er aus dem Nichts gekommen. Aber jeder kommt irgendwoher. Und es muss nicht zwangsläufig Baltimore sein.

Wir haben uns im September bei einem Abendkurs an der Hopkins University kennengelernt: Schnelllesen. Ich wollte lernen, schneller zu lesen. An jenem Abend saß ich in der vorletzten Reihe. Ich trug noch meine Schuluniform – den dunkelblauen Baumwollpulli, auf den mit weißem Garn SMPS quer über die Brust gestickt ist.

Während ich darauf wartete, dass der Kurs anfing, machte ich meine Hausaufgaben in Differenzialrechnung. Der Raum füllte sich und die Dozentin kam rein und begann, etwas über Schnelllesen zu erzählen, aber da ich noch nicht mit meinen Hausaufgaben fertig war, habe ich weitergerechnet, während sie redete. Von dem, was sie gesagt hat, habe ich nicht viel mitbekommen – ich hatte seit einiger Zeit Konzentrationsschwierigkeiten; einer der Gründe, warum ich Schnelllesen lernen wollte. Allerdings war ich nicht nur deshalb unkonzentriert. Es lag sicher auch an dieser Hitze, die ich hinter mir spürte. Jemand schien mich zu beobachten. Ich drehte mich leicht nach links und sah einen alten Mann mit Schnauzer, der mich nicht weiter beachtete. Ich drehte mich leicht nach rechts und entdeckte einen Schopf schwarzer Kraushaare. Um mehr zu erkennen, hätte ich mich

ganz umdrehen müssen, aber das schien mir unhöflich. Die Hitze irritierte mich während der ganzen Stunde. Schließlich forderte uns die Dozentin auf, zehn Minuten Pause einzulegen. Ich stand auf und drehte mich unauffällig um, ganz lässig. Da saß dieser Typ, der Typ mit dem Heiligenschein aus schwarzen Kraushaaren, und strahlte mich mit einem so warmen Lächeln an, dass mich meine Hitzewallungen nicht mehr wunderten. Seine Haut war hellbraun und sah samtweich aus und er hatte wache braune Augen und eine kurze, breite Nase, die mich aus irgendeinem Grund an einen Frosch erinnerte. Einen sehr schnuckeligen kleinen Frosch, den diese Haare nur noch schnuckeliger machten.

»Hi«, sagte er. »Ich hab gesehen, dass du deine Mathehausaufgaben gemacht hast.«

»Ja«, erwiderte ich. »Sollte ich vermutlich lieber lassen, wenn ich Schnelllesen lernen will.«

»Ich find es ziemlich süß«, sagte er. »Dass du deine Mathehausaufgaben machst.«

»Das ist überhaupt nicht süß«, erklärte ich ihm. »An Differenzialrechnung ist absolut nichts süß.«

Ich fragte mich, wie alt er wohl war, dann fragte ich mich kurz, ob ihm bewusst war, dass ich noch auf die Highschool ging. Ich sage »kurz«, denn es dauerte ungefähr eine Sekunde, bis ich merkte, dass ich, oh verdammt, immer noch meine Schuluniform trug. Die Hausaufgaben waren ebenfalls ein verräterisches Zeichen. Manchmal bin ich echt dämlich.

»Ich glaube, ich geh einen Schluck Wasser trinken«, sagte ich. Ich schlenderte auf den Gang und entdeckte einen Trinkbrunnen. Eine Weile starrte ich das Becken an, als könnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie so etwas

funktioniert. Irgendwas benebelte meine Hirnwindungen. Allmählich war mein Zustand wirklich besorgniserregend.

Schließlich fiel mir wieder ein, wie man einen Trinkbrunnen benutzt, und ich trank ein paar Schlucke. Danach kehrte ich in den Seminarraum zurück und setzte mich auf meinen Platz. Der Typ hinter mir nickte mir zu. Seine Haare waren wirklich toll. Gäbe es Lakritzzuckerwatte, würde sie genau so aussehen.

Die Dozentin fing wieder an zu reden und teilte einen Artikel aus, mit dem wir unser aktuelles Lesetempo feststellen sollten. Meines lag bei hundertfünfzig Wörtern pro Minute, was für ein angeblich kluges Mädchen ziemlich schwach ist.

Jemand tippte mir auf die Schulter. »Wie viele Wörter hast du geschafft?«, flüsterte der schnuckelige Typ hinter mir.

Aus Angst, er würde mich für grenzdebil halten, wollte ich ihm eigentlich nicht erzählen, wie kläglich mein Ergebnis war. Ich habe es ihm aber trotzdem verraten. Mein erster Instinkt ist immer, ehrlich zu sein, bei näherer Überlegung ist das eine schreckliche Schwäche.

»Und du?«, fragte ich ihn.

»Vierhundert Wörter die Minute«, antwortete er.

Ich fluchte – innerlich. Das Ergebnis von Lakritzheiligschein war so viel besser als meins, außerdem musste er älter sein, mindestens auf dem College. Ich hasste die Vorstellung, von Anfang an unterlegen zu sein.

Als mir bewusst wurde, worüber ich da nachdachte, fragte ich mich: Anfang? Und warum zerbrach ich mir den Kopf darüber, ob mich dieser total fremde Typ für intelligent hielt?

Aber so war es nun mal und in diesem Moment wurde mir klar, dass ich dem Untergang geweiht war.

Nach dem Kurs sah er mich an, als wolle er etwas sagen, schien es sich dann aber anders zu überlegen. Stattdessen nickte er mir bloß zu und ging davon. Wahrscheinlich schreckte ihn die Uniform ab. Manche Menschen finden katholische Schuluniformen einschüchternd. Ich verwünschte mich dafür, dass ich zu faul gewesen war, mich vor dem Kurs umzuziehen – ein Abendkurs für Erwachsene; war doch klar, wer da teilnahm! –, und schwor mir, in der nächsten Woche normale Klamotten zu tragen. Außerdem schwor ich mir, seinen Namen herauszufinden, damit ich ihn, wenn ich an ihn dachte, nicht immer nur Lakritzheiligschein nennen musste.

Als ich an diesem Abend nach Hause kam, stand Jane in meinem Zimmer am Fenster und rauchte. Das macht mich wahnsinnig. Nächstes Jahr, wenn ich aufs College gehe, ist sie an der Reihe, ins Turmzimmer zu ziehen. Und dann kann sie sich von mir aus hier totqualmen. Egal wie oft ich sie anbrülle, sie hört nicht damit auf. Allmählich habe ich es aufgegeben.

Ein Polizeihelikopter flog über das Viertel und Jane folgte seinem Suchscheinwerfer. »Siehst du irgendwas?«, fragte ich. Manchmal, wenn die Polizeihelikopter herumfliegen, sieht man jemanden im Licht der Scheinwerfer die Straße hinunterrennen. Doch im Sommer, wenn die Blätter so dicht sind, dass man das Gefühl hat, in einem Baumhaus zu sein, erkennt man vom Turmzimmer aus kaum etwas. Im Winter, wenn die Bäume kahl sind, hat man einen Blick auf die Nachbarhäuser und die Lichter der Innenstadt.

Jane drehte sich vom Fenster weg und blies mir Rauch ins Gesicht. »Du siehst anders aus.«

»Wie ›anders?‹, fragte ich.

Sie zuckte die Achseln und zog noch einmal an ihrer Zigarette. »Ich weiß nicht. Anders eben.«

»Ich *bin* anders«, sagte ich. »Ich glaube, ich werde nie wieder die alte Norrie sein.«

Sie verzog keine Miene. Du weißt ja, Almighty, wir Sullivans lieben das Drama. Allen voran: Du. Aber es ist ja auch schwer, den Striptease zu überbieten, den Jane letztes Jahr mitten während des Schulmusicals hinlegte, oder auch den Auftritt, mit dem St. John ankündigte, am Morgen nach Paris abzureisen und für immer dort zu leben. Wusstest du davon überhaupt? Daddy-o hatte Schiss, dir zu erzählen, dass sein zwölfjähriger Sohn alleine nach Paris abgehauen war, schließlich wirfst du ihm ja ständig vor, er greife bei unserer Erziehung zu wenig durch. Nach einer Woche hatten sich die Wogen geglättet. Ein Freund von Daddy-o hatte St. John in Paris am Flughafen abgeholt und nachdem er eine Woche in Cafés und Museen verbracht hatte, flog er wieder nach Hause und erklärte allen, Paris sei ganz nett, aber überbewertet.

Insoweit konnte die Mitteilung, dass ich mich plötzlich »anders« fühlte, keinen großen Eindruck schinden. Jane sagte bloß: »Ich wusste gar nicht, dass Schnelllesen einen so verändern kann. Und noch dazu so schnell! Wird die neue Norrie das Zimmer mit mir tauschen, damit ich endlich rauchen kann, wann ich will?«

»Nein«, sagte ich. »Es wird nie eine Inkarnation von Norrie geben, die das Turmzimmer aufgibt, bevor sie aufs College geht. Und du solltest sowieso nicht rauchen.«

»Ich weiß.« Sie blies Rauch aus dem Fenster.

Ich habe Jane nichts von dem Typen erzählt, den ich an

diesem Abend im Schnellesekurs kennengelernt hatte. Es war zu früh. Ich wollte der Sache, wie immer sie sich entwickeln würde, eine Chance geben, überhaupt erst mal zu passieren. Außerdem, sobald ich jemandem davon erzählte, wäre es wirklich und für die Wirklichkeit war ich noch nicht bereit. Mir war klar, dass mit »wirklich« jede Menge Schere-reien verbunden waren.



Natalie Standiford
Die Bekenntnisse der Sullivan-Schwwestern

Aus dem Englischen von Claudia Max

Umschlag: Felicitas Horstschäfer

Ca. 384 Seiten

Ab 14

15 x 22 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58274-4

Ca. € 16,90 (D) / € 17,40 (A) / sFr. 24,50

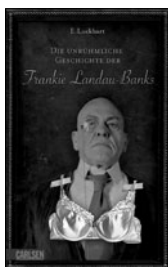
Erscheint im November 2012

@book



Katherine Rundell
Zu Hause redet das Gras
 € 14,90 (D) / € 15,40 (A) /
 sFr. 21,90
 978-3-551-58264-5

@book



E. Lockhardt
**Die unrühmliche Geschichte
 der Frankie Landau-Banks**
 € 16,90 (D) / € 17,40 (A) /
 sFr. 24,50
 978-3-551-58216-4

@book



Siobhan Dowd
Ein reiner Schrei
 € 15,- (D) / € 15,50 (A) /
 sFr. 21,90
 978-3-551-58158-7
 Nominiert für
 den Deutschen
 Jugendliteraturpreis 2007



Gregory Hughes
**Den Mond aus den Angeln
 heben**
 € 15,90 (D) / € 16,40 (A) /
 sFr. 22,90
 978-3-551-58248-5

@book



Kate de Goldi
abends um 10
 € 16,90 (D) / € 17,40 (A) /
 sFr. 24,50
 978-3-551-58243-0
 Gewinnerin der CORINE
 2011

@book



Lauren Oliver
**Wenn du stirbst, zieht dein ganzes
 Leben an dir vorbei, sagen sie**
 € 19,90 (D) / € 20,50 (A) / sFr. 28,50
 978-3-551-58231-7
 Nominiert für den Deutschen
 Jugendliteraturpreis 2011

@book